

BEGINN DER PREVIEW
1668.cc

ALLE RECHTE VORBEHALTEN.

neun mal kluges

aus der Buchwerkstatt

Richard K. Breuer
Erika Ferenczy
Herbert Fuchs
Alexandra Gierlinger
Elisabeth Hemelmayr
Ingrid Peternell–Eder
Susanne Rupprecht
Philipp Tolloi

Herausgegeben von
Leo Mazakarini

Edition Signale

Copyright © 2005 by Edition Signale, Wien
Alle Rechte vorbehalten
Nachdruckrechte ausschließlich bei den Autoren der
einzelnen Artikel
Satz: Ingrid Peternell-Eder
Umschlaggestaltung: Alexandra Gierlinger
Umschlagfoto: O'Briens Tower, Irland; Foto von
Alexandra Gierlinger
Druck und Bindung: Börsedruck Wien
ISBN: ~~3-9019-0111-X~~

Inhalt

- 6 **Neun Spurensetzer**
Vorwort von Leo Mazakarini
- 12 *Richard K. Breuer*
**Azadehs Schlafgemach oder
Lielienthals Desirée**
- 24 *Erika Ferenczy*
Das Abenteuer von Rauheneck
- 39 *Herbert Fuchs*
Von Gewichten und Gewichtungen
- 51 *Alexandra Gierlinger*
Warum in Linz niemand aussteigt
- 63 *Elisabeth Hemelmayr*
Über meine Großmutter
- 73 *Ingrid Peternell-Eder*
Sensible Menschen und die Zukunft
- 85 *Susanne Rupprecht*
**Die schwarzen Könige und andere
Geschichten**
- 102 *Philipp Tolloi*
Von Brezalauspurc bis Bratislava
- 118 *Biografien der Autorinnen und Autoren*

Neun Spurenssetzer ...

Das Verlagswesen übt auf Menschen, die zum Wort, zur präzisen Darstellung eigener Wahrheiten und eigener Erkenntnisse, aber auch auf Menschen, die ihrer Kreativität sprachlichen Ausdruck geben wollen, besondere Faszination aus. Und auch auf jene, die aus ihrer persönlichen ethischen Sicht das Wort und dessen Wirkung geschützt wissen wollen. Die Werkstätte Buchverlag, eine vorbildliche Kooperation der Universität Wien und des Verbands Wiener Volksbildung, bietet seit sechs Jahren Praktika auf Universitäts-Niveau an, deren Studenten-Anzahl nach oben begrenzt ist und die nichts Geringeres bewirken wollen, als die sehr komplexen Vorgänge in Bereichen zwischen Kunst und Wissenschaft aus der Einheit von Theorie und Praxis den Hörern als vernetztes System zu vermitteln.

Ich habe – über Wunsch und im gemeinsamen Denken mit meinem Freund Dr. Bernd Gallob – das Praktikum „Werkstätte Buchverlag“ inhaltlich und didaktisch seit seinen Anfängen entwickelt und in die Wirklichkeit umgesetzt. Ziel war und ist es, über eine Hilfestellung zur Berufsentscheidung hinaus Kenntnisse und Verantwortlichkeiten zu vermitteln, Wissen nicht nur zu erfahren, sondern auch angewandt zu haben.

Als Leiter dieser Lehrveranstaltung ist es mir klar, dass wir in einer Zeit außerordentlicher Paradigmen-Wechsel leben und dass die zentralen Persönlichkeiten, die bisher und in den vergangenen Jahrhunderten Buchverlage gegründet, geführt und geprägt haben, in Verlust geraten sind und an dessen

Stelle vielfach eine technokratisch-paraintellektuelle Manager-Kommune getreten ist, die ihre Verantwortung nicht wie die Vorgänger für die gesamte Zeit des eigenen Lebens, sondern bestenfalls bis zum Ablauf des eigenen Vertrags (meist bestens abgesichert mit zugesicherten Privilegien, selbst wenn der Erfolg ausbleibt) sehen. Da aber Kreativität, Intellektualität, ethisch fundierte menschliche und inhaltliche Verlässlichkeit, breite Bildung und fairer Geschäftssinn, selbstverständliche Voraussetzungen einer Verleger-Persönlichkeit, sehr selten in Einzelpersönlichkeiten, aber praktisch nie in sich vor allem in Groß-Konzernen bildenden Manager-Kreisen stattfindet, erkenne ich in der aktuellen Entwicklung entweder nur eine Episode oder das Ende eines tradierten und erprobten Kulturverständnisses.

Im Studienjahr 2004/2005 nahmen im ersten Semester neun, im zweiten acht Studierende am Praktikum teil. Als ein zu erreichendes Ziel gebe ich in jeder der „Werkstätten“ vor, gemeinsam ein Buchprojekt zu formulieren, Beiträge von jedem einzelnen sind gefordert, und das zum Ende des Praktikums erscheinende Werk wird dann gemeinsam im Rahmen einer Präsentation gleichsam zur Welt gebracht. Und das sind die acht AutorInnen dieses Bandes:

Da ist einmal Richard Breuer und sein Rendezvous mit der so bezaubernden wie viel gefragten Frau „Azadeh“: ein ungemein dichter, sprachlich nuancierter Text, assoziativ ausgehend von einem Julien Green-Wort; alles sehr bildhaft; vielleicht sogar im Ansatz ein Monolog für das Theater, ein Text, in dem die feine Ironie einen Teil des erforderlichen Unterhaltungswerts liefert: Die Welt der Wiener Literatur um 1900 blitzt da und dort auf. Dem Mann ist ein Weg zu wünschen, der ihn zum (epischen, dramatischen?) Erzähler reifen lässt. Blättern wir doch wieder bei ihm vorbei.

„Das Abenteuer von Rauheneck“ von Erika Ferenczy ist eine in sich sehr gewandt verstrickte und beeindruckend gebaute Geschichte einer jungen Dame, die sich ins Mittelalter verliebt hat, oder in Leopold den Fünften, oder gar in Walter von der Vogelweide? Eine Geschichte voller Metaphern und Engrammen, Reales und Irrationales verbindend, da sehr erzählerisch im Duktus, dort wieder wissenschaftlich wirkende Recherche, hier epische Sequenzen, dann Schlag auf Schlag ein dynamischer Dialog; Rauheneck und ein tausendjähriger Baum, Symbole, Wirklichkeiten? Beides...

Es gibt einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem Begriff Gewicht und seinen oft sogar divergenten Definitionen, erstaunlich viele Metaphern aus unserem Alltag spielen da gewichtig mit. So folgert Herbert Fuchs in seinem Text „Von Gewichten und Gewichtungen“ einen spannenden interpretatorischen Reigen und lässt daraus einen sehr lesenswerten Essay wachsen, gleichsam seine Relativitätstheorie. Da kann es nicht reichen, nur den alten Newton herbeizuzaubern, die Gewichte von Abenteuern, Entdeckungen und Forschungsergebnissen sind da ebenso in Waagschalen zu werfen, und viel mehr noch. Man fühlt sich erleichtert. Ein Mühlstein hängt einem um den Hals. Und wer Gewicht sagt, hat auch an Kraft zu denken. Verantwortungs-Träger und Lasten-Ausgleicher. Die Welt der Gewichte ist groß – der Autor belehrt, indem er unterhält. Das können die meisten Lehrer und die wenigsten Schreibenden nicht.

Linz ist eine ganz besondere Stadt, leidet aber daran, dass sie mancherorts und sogar in der oberösterreichischen Metropole selbst weit unter ihrem eigentlichen Wert gehandelt wird. Dies ist zumindest die These der Alexandra Gierlinger, die sich zur Abhilfe dieser Situation eine Art „Linzer Mozart“, wenigstens aber eine „Linzer Trapp-Familie“

wünscht, um Linz endlich ins rechte Licht der Welt und weg vom Bild der „schmutzigen Industriestadt“ zu rücken. Ob es wirklich so ist? Alexandra Gierlinger geht der Sache auf den Grund: Linz hat ausschließlich ein Image-Problem, denn es ist de facto „ein wahres Paradies für Shoppingbegeisterte“, liegt im Verkehrsverbund sehr gut, hat einen kunsthistorisch wertvollen Stadtkern, nur: Wer weiß das schon in Kalifornien? Doch selbst als gelernter Österreicher beginnt man Linz nach Lektüre dieses emphatischen Artikels um ein ganzes Stück neu zu begreifen. Fazit: Linz wäre gut beraten, Frau Gierlinger ein innovatives Konzept entwickeln zu lassen etwa unter dem Titel: „Vision geliebtes und gelebtes Linz“.

Wir haben es ja schon längst erkannt: Wer nicht weiß, woher er (sie) kommt, weiß auch nicht, wohin sie (er) geht; nur mit der Umsetzung dieses Gedankens hapert es halt oft im Leben. Über das Geschick der eigenen Vorfahren Wissen zu akkumulieren, führt einen auch einen wichtigen Schritt zu und in sich selbst. Elisabeth Hemelmayrs Quelle sind Erfahrungen, Erlebnisse und das Weltbild der Großmutter. In diesem Text wird über ihr Umgehen mit der eigenen Geschichte auch das Psychogramm der alten Dame erkennbar. Man beginnt bei der Lektüre dieses Textes Landschaft und Leute sinnlich wahrzunehmen: „Bis vor zwanzig Jahren konnte man den Hinterberger nur über einen steilen Hohlweg erreichen, der durch den Wald führte und in schneereichen Wintern kaum zu bewältigen war.“ Selbst dieser Hinterberger wird da zu einem Menschen, den man handfest spüren kann. Eine liebevolle Geschichte, zugleich eine sehr sympathische Form von Oral History.

Ingrid Peternell-Eder beleuchtet ihr eigenes Lebensthema, den problematischen Umgang der Menschen mit Hochsensibilität, ein Thema, das für die Autorin im wahrhaften Wortsinn existentiell geworden ist und rund zehn Prozent

aller Menschen sehr betrifft: Sie hat nicht nur darüber nachgedacht und ein Buch geschrieben, sie hat gehandelt, hat gemeinsam mit ihrem Partner einen Buchverlag gegründet, in dem Werke zum Themenkreis der Hochsensibilität erscheinen sollen und eines bereits erfolgreich veröffentlicht worden ist. Als gestandener Verleger tut mir die Geschichte aus mehreren Gründen wohl: Erstens standen am Anfang Inhalte, Ideen, Emotionen, Faszination. Und zweitens wurde überzeugt und überzeugend eine Tat gesetzt. Diesem „Festland“-Verlag sind viele gute Wünsche auf dem Wege mitzugeben.

Eine schöne Möglichkeit reflexiver Literatur ist die Miniature: Susanne Rupprecht malt mit feinen Pinselstrichen vier kleine Text-Aquarelle, deren jedes einen eigenen, gleichnishaften Charme ausstrahlt: Eine arbeitslose Vogel-scheuche mit viel Erfahrung geht auf Arbeitssuche; Fazit: Resignation. Weiters: Abenteuer zwischen Orinoco und Amazonas, eine angekündigte Geschichte. Und: Makabres aus einer Zwischenwelt, irrationales Geschehen im Augenblick eines Unfalls. Vier Texte, jeder von ihnen anders geartet, mal märchenhaft, mal berichtend, dann fabulierend. Es könnte (sollte) mehr davon geben.

Philipp Tolloi ist Südtiroler, er veröffentlicht in diesem Buch einen Text, den er in seiner heimischen Mundart niedergeschrieben, sich selber also „aufs Maul geschaut“ hat. Es ist für den ungeübten Leser gar nicht so leicht, sich hier rasch einzulesen, aber diese Mühe lohnt allemal. Ein köstlich-entlarvender Monolog, der gleichsam „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“ alles enthält, was in dieser kleinen Welt kommentierbar ist: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Menschen und ihre Situationen: das Vorurteil ist hier ebenso eine Norm wie kolportiertes Halbwissen, das Ganze ist ein literarischer Leckerbissen, den ich mir, serviert von einem glänzenden Schauspieler Südtiroler Mundart, auf

der Bühne zu sehen wünschte. Oder interpretiert vom selbst in seiner Bösartigkeit seligen Helmut Qualtinger. Der Historiker Tolloi entlarvt mittels künstlerischer Mittel, (erfahrener oder erdachter) Oral History die Psychologie der „historischen Wahrheit“ mit. Das ist legitim und spannend.

Acht Praktikums-Absolventen, jeder einzelne betonter Individualist, jeder eigenständig denkend, jeder ausgestattet mit einem eigenen Welt- und Menschenbild, und doch eine in wöchentlich dreistündiger Kommunikation zusammengewachsene Gemeinschaft mit ähnlichen Zielen. Wir waren über ein Studienjahr lang gemeinsam bemüht, die Innen- und Außenwelten des Bücher-Machens verstehen und nachvollziehen zu lernen. Wenn dabei die Symbiose zwischen Buch und dem Leben dieser Menschen bedingungsloser geworden ist, sollten wir dafür dankbar sein.

PREVIEW 1668.CC

Azadehs Schlafgemach oder Lielienthals Desirée

Bitte sehr, nur keine falsche Bescheidenheit, natürlich ist es mir eine große Ehre, dass Sie mich und Fräulein Azadeh besuchen wollen. Ich habe schon alles vorbereitet, also treten Sie ruhig ein. Warten Sie, den Mantel nehme ich Ihnen gerne ab. Gehen Sie schon vor, in das Kaminzimmer. Ja, das ist geradeaus. Vor dem Kamin stehen zwei gemütliche Fauteuils, also machen Sie es sich einfach bequem. Ich komme gleich nach.

Gemütlich, nicht? Diese Fauteuils sind Erbstücke, viele, viele Jahre alt, damals, als man noch auf Qualität achtete. Das erinnert mich an Julien Green, ein Schriftsteller des 20. Jahrhunderts, als ihn ein österreichischer Kollege 1931 besuchte und meinte, dass er nicht an die großdeutsche Gefahr glaube, wohl aber an das Ende der Welt, wie es die beiden noch kannten. „Sie werden sehen“, meinte der Österreicher, „alles wird fabrikmäßig erzeugt werden. Es wird keine kleinen Buchbinder mehr geben, keine Porzellanflicker.“ Wenn das wahr ist, schreibt Green in sein Tagebuch, dann möchte ich nicht mehr leben¹. Ein Glück, dass er diese Zeiten nicht mehr erleben muss, nicht? Ja, diese Fauteuils sind wahre Schmuckstücke. Ich bin oft hier gesessen und habe mir die vielen Geschichten von Fräulein Azadeh angehört, die sie ausschmückte und verzierte und wenn man nicht aufpasste, dann nahm sie einen derart gefangen, dass man all seine Verpflichtungen vergaß. Nicht nur einmal, dass

1 Julien Green „Tagebücher 1928 – 1945“ Herold Verlag, 1952

man mich unsanft aus dem Dämmer Schlaf und dem Schlafgemach geläutet hat ... wie auch immer, wenn ich so auf die Uhr sehe, dann muss ich befürchten, dass sich Fräulein Azadeh wieder einmal verspäten dürfte. Ja, ja, sie hat viel um ihre Ohren. Zu viel. Sie ist eben eine begehrte Frau, ... ja, das ist sie. Warten Sie nur, wenn sie ins Zimmer kommt, Sie werden den Atem anhalten oder er würde ihnen gänzlich geraubt. Ich könnte sie Ihnen beschreiben, aber nein, das wäre nur ein schlechter Abklatsch und ich würde zu viel vorweg nehmen. Was halten Sie davon, wenn ich Ihnen derweil aus meinem Buch ein amüsanter und geistreiches Kapitel vorlese? Falls Fräulein Azadeh zu uns stößt, dann können wir natürlich unterbrechen, Sie müssen also keine Angst haben, dass ich Ihre kostbare Zeit in Beschlag nehme. Gut, gut, wo liegt denn das Buch? Ich werde gleich noch einen Holzsplitter ins Feuer geben, damit es anständig knistert. Das leise Knistern eines offenen Feuers besänftigt jedes Gemüt, finden Sie nicht auch? So! Mal sehen, ob ich die Stelle im Buch auf Anhieb finden werde. Die kleine Episode, die ich ihnen vorlesen möchte, spielt im März des Jahres 1899 am Semmering, das ist eine bescheidene Hügelgruppe in der Nähe von Wien und Sie müssen wissen, dass es damals zum guten Ton der adeligen Gesellschaft und des Wiener Großbürgertums gehörte, dort ein feines Anwesen zu besitzen. So auch der Bankier Baron von Trott, der immerhin mit einem Jagdschloss aufwarten kann. Baron von Trott ist der Vater von Max, Elisabeth und Sophie. In der folgenden kurzen Erzählung ist es nur Sophie, der eine Rolle zufällt. Sophie ist vielleicht 17 Jahre jung, ausgesprochen hübsch, sehr wissbegierig und so unschuldig, wie man als beinahe Erwachsene noch sein darf. Es ist Frühling und bereits ungewöhnlich warm für diese Jahreszeit, deshalb wurde der Tisch auf der südseitigen Veranda des Jagdschlusses gedeckt. Fünf Personen werden für das Mittagmahl erwartet. Als erste erscheint Sophie in einem dezenten, in weißer Seide gehaltenen Sommerkleid

und einem azurblauen Cape aus warmer Schafwolle. Sie ist außer Atem, so, als wäre sie ein langes Stück gelaufen und wird vom Kammerdiener der von Trotts, dem Franzl, höflich in Empfang genommen, begrüßt und zu ihrem Platz geleitet. Sophie rückt gerade ihren Sessel zurecht, da erscheint der nächste der fünf Gäste. Auch dieser ist außer Atem, auch er scheint gelaufen zu sein und wird, wie zuvor Sophie, von Franzl zu seinem Platz geleitet. Er setzt sich, breitet die Stoffserviette über seinen Schoss aus und lächelt. Er ist in bester Laune und eröffnet ein durch und durch banales Gespräch, auf das ich nicht näher eingehen möchte. Dieser zweite Gast heißt Otto Lielienthal, wobei ich gleich anmerken muss, dass dieser nichts mit dem Flugpionier zu tun hat. Herr Lielienthal ist groß gewachsen und hager, etwa Mitte der Zwanzig, in legerer, grauer Stadtkleidung, die von weitem bereits verrät, dass moderner Stil und zeitloser Geschmack nicht sein Metier sind. Er ist Künstler. Ein Dichter, wie er selbst von sich sagt, der wenig später eine amüsante Anekdote über die Begegnung mit Fräulein Desirée erzählen wird. Aber noch warten die beiden auf die anderen Gäste, die sich Zeit lassen. Ich verrate Ihnen so viel, dass Herr Lielienthal nicht so bekannt und berühmt ist, wie er es gerne wäre. Vermutlich ist dies das Schicksal vieler Künstler. Seine Anekdoten sind nicht unbedingt gelogen, aber mit der Wahrheit nehmen sie es nicht so genau. Ich sage das nur deshalb, damit Sie die nachfolgende Episode besser einordnen können. Die beiden letzten Gäste erscheinen. Ein Wiener Leutnant, wie Lielienthal etwa Mitte der Zwanzig, wird von einem nicht mehr jungen, noch nicht alten Mann begleitet. Man merkt an ihrer Art, dass sie nicht viel für einander übrig haben, aber sie benehmen sich höflich und korrekt. Leutnant Johann Gottfried von Märwald und Charles de Baudelaire nehmen am Tisch Platz. Nein, nein, Herr Baudelaire ist nicht mit dem französischen Dichter der „Les Fleurs du mal“ verwandt. Eine zufällige Namensgleichheit, wie sie so oft vorkommt. Der fünfte Gast,

der ließ sich entschuldigen, deshalb trägt der Kammerdiener dem Dienstmädchen auf, das Gedeck vom Tisch zu nehmen. Aber Sophie, in ihrer so herzlichen und naiven Art, will, dass Franzl, der Kammerdiener, sich zu ihnen setzt. Sie müssen wissen, dass es in dieser Zeit keinerlei private Kontakte zwischen dem Dienstpersonal und den Dienstherren gab, vielmehr wurde auf eine strenge Distanz geachtet. Aber Sophie, noch so jung an Jahren und deshalb übermütig, will heute davon nichts wissen. Ihre Eltern haben sich für das Mittagmahl entschuldigt und sind einer Einladung gefolgt und ihre Gouvernante ist, so wie es aussieht, ebenfalls nicht im Schloss. Der Vorschlag, dass Franzl mit ihnen soupiere soll, wie es so schön altmodisch heißt, wird von Herrn Baudelaire und Herrn Lielienthal begeistert aufgenommen. Nur Leutnant von Märwald scheint es nicht Recht zu sein, trotzdem hält er sich zurück, will er doch die gute Stimmung am Tisch nicht vertreiben. Kurz und gut, Franzl setzt sich dazu. Freilich, es ist ihm anzusehen, dass er sich mit seiner neuen Rolle schwer tut. Das Dienstmädchen, ein wenig blass, lächelt verständnislos, vielleicht ist sie auch nur überrascht, dass der Kammerdiener, sonst korrekt wie kein anderer, sich dieser Unkorrektheit nicht entziehen wollte. Jetzt muss ich kurz auf den Franzl eingehen. Der junge Franzl ist mit den Kindern der von Trotts aufgewachsen. Es war nämlich so, dass der alte Kammerdiener, er hieß Augustin, sich einen seiner Enkel als Nachfolger aussuchte. Er holte also den jungen Franzl zu den von Trotts und brachte ihm alles bei, was ein Kammerdiener wissen muss. Deshalb wuchs der kleine Franzl mit all den anderen Kindern auf, deren Eltern den von Trotts nahe standen. Leutnant von Märwald gehörte auch dazu. Die langen Sommerferien verbrachte er mit den anderen Kindern hier auf dem Jagdschloss. Man kann also sagen, dass sich Leutnant von Märwald und der Kammerdiener Franzl schon seit klein auf kennen, aber nein, deshalb sind sie sich nicht näher gekommen. Die viktorianisch geprägte Erziehung ordnete und trennte nach Klasse

und Rang. Ja, so war das damals.

Aber bevor ich noch weiter abschweife, will ich den Faden wieder aufnehmen. Das Dienstmädchen gießt die Suppe in die Teller, ab und zu wirft sie Franzl einen Blick zu, der nicht einfach zu deuten ist. Aber Franzl macht sowieso keine Anstalten, ihren Blick zu erwidern, ganz im Gegenteil, er verhält sich sehr zurückhaltend, macht sich kleiner, als er eigentlich ist. Sophie eröffnet ein munteres Gespräch, das von der Fastenzeit vor Ostern handelt. Herr Lielienthal und Herr Baudelaire lehnen das „von oben“ verordnete Fasten ab und langen kräftig zu. Wenig später wäre es beinahe zu einem Eklat gekommen, als Herr Baudelaire Marquis de Sade zitieren will, aber gottlob änderte er seine Absicht und beließ es nur mit einer Andeutung, dass in Klöstern und Abteien auch während der Fastenzeit gevöllert wurde, dass einem Hören und Sehen verginge. Herr Lielienthal, der sehr bedacht ist, die aufgelockerte Stimmung zu wahren – was natürlich mit der jungen Sophie zu tun hat, aber wer hätte keinen Augen für sie? – ergreift beim Dessert die Gelegenheit, eine Begebenheit aus seinem Leben zu erzählen. Die glückliche Begegnung mit Fräulein Desirée. Da sind wir also ...

Lielienthal legt seine kleine Gabel zur Seite, schiebt den Dessertteller nach vor und rückt mit seinem Sessel näher zum Tisch.

Lielienthal „Es war vor einem Jahr, als ich an einem wunderbaren, angenehmen Frühlingstag in ... Triest aus dem Zug stieg. Ich war in einer seltenen Aufregung und Zerstretheit. Mein wertvolles Manuskript, mein erstes Theaterstück, hatte ich mitgenommen. Unzählige meiner wenigen freien Stunden verschlang es. Ich war auch nur ein kleiner, unbedeutender Cassier in einem Restaurant im Süden von Wien. Nach der mühseligen Arbeit, die den halben Tag in Anspruch nahm, schrieb ich an meinem Werk bis spät in

die Nacht. Tag ein, Tag aus. Nachdem ich es endlich beenden konnte, wollte ich es unbedingt dem Direktor des Stadttheaters in Triest vorlegen, der eine Vorliebe für junge Dramatiker hatte. Aber, Zufall hin oder her, ich begegnete ... Fräulein Desirée. [nimmt einen Schluck vom Tee] Ich weiß nicht mehr genau, wo und wie es war, ... ich würde sagen, es war ... auf der Meerespromenade!? Ja, ich spazierte auf dieser schmalen Uferstraße entlang, die sich an der Küste ganz vorsichtig dahinschlängelt. Und wie ich so dahin wandere sind meine Gedanken natürlich bei meinem Theaterstück und eilen weit voraus, weshalb ich mit einem hübschen Fräulein zusammenstoße ... na, vielleicht ist sie auch in mich gelaufen. Es war wohl ein kleiner Remppler. Nicht mehr. Nicht weniger. Aber genug um in ein gepflegtes Gespräch zu fallen. Nach dem einen oder anderen Geplänkel, habe ich sofort diese einmalige Chance ergriffen und sie kurzerhand zum Souper geladen. Sie nahm meine Einladung mit einem allerliebsten Lächeln an. Ach, ach, was war das doch nur für eine liebreizende Zusage. Dieses wunderbare Geschöpf [blickt zu Sophie] ließ mein ermattetes Herz höher schlagen. Man muss wissen, dass es meine ersten freien Tage seit langer Zeit waren. Im Restaurant wurden meine kreativen Eingebungen in Ketten gelegt, konnten sich nicht befreien, aber hier, in der Hafenstadt, da sollten sie ans Licht kommen. Ich feierte meine gewonnene Freiheit mit diesem Fräulein, das ich in Worten nicht beschreiben kann!“

Lielienthal schwelgt, träumt, untermalt seine Worte, seine Sätze mit Gesten der Verzauberung. Er dichtet. Sophie hört zu. Charles hört weg. Märwald und Franzl irgendwo dazwischen.

Lielienthal „Ich erzählte ihr natürlich von meinem Bühnenstück und Fräulein Desirée interessierte sich sogleich dafür, ja wollte es unbedingt und sofort lesen, was mich mit großem Stolz erfüllte. Nun, ich war von mir und meiner Schreibkunst überzeugt, glaubte an einen sicheren Erfolg. Es

mag eine gar böse Verblendung sein, ... nein, nein, es mag wohl eher eine Blindheit gegenüber dem eigenen Werk sein, die jeden Anfänger trifft, weil er an seine künstlerische Unzerbrechlichkeit glaubt. Was für ein einfältiger Größenwahn. [seufzt] Aber ein Kunstwerk zu schaffen, lässt einen vom Göttlichen kosten, egal, wie Mängel behaftet und schlecht es auch sein mag. – Ich gab ihr mein Manuskript und wähnte mich im siebenten oder achten Himmel. Ja, ich sah es bereits vor mir ... wie sie mich mit leuchtenden Augen empfängt, mich bewundert und beklatscht. Ich war mir meines Erfolges so sicher, wie man es nie sein darf. – Sie versprach mir, es zu lesen und am übernächsten Tag zurückzugeben. Und so tat sie es auch. Wir trafen uns an einem Sonntagmorgen, die letzten freien Tage waren angebrochen. Ich war ein klein wenig deprimiert. Dachte immer wieder an zu Hause und an meine mir so verhasste Stelle, die ich – wohl oder übel – hätte wieder antreten müssen. Ja, und meine neue ... Eroberung, sie hätte ich wohl für immer vergessen müssen. – Wir saßen bei einem ausgiebigen Frühstück, nur die Sonne und das Meer luden wir zum Tisch. Fräulein Desirée erstrahlte in einem Glanz, der mir alle Sinne raubte. [nickt] Nachdem ich meinen ersten Schluck vom Tee genommen hatte, gab sie mir meine Mappe zurück.“

Lielienthal nimmt wieder einen langen Schluck vom schwarzen Tee. Bedächtig stellt er die Tasse wieder ab. Wartet. Wird von Sophie zum Weiterreden angehalten.

Lielienthal „Ich blätterte sie auf und erschrak zu Tode. Sie hatte darin herumgestrichen. Ja, Fräulein Desirée besserte all die vielen, vielen Fehler aus. Bleich und blass hörte ich mir ihre Erklärungen an. Über das Werk selbst, nun ja, ihre Haltung, ihre Sprache, ihre Gesten verrieten es mir schon längst, war sie in keiner Weise beeindruckt. Ach, ihr könnt mir getrost glauben, wenn ich sage, dass es mir meine

Künstlerseele förmlich zerriss. Gottlob hielt sie sich zurück, wurde nicht grob oder direkt. Sie machte nur leichte Andeutungen oder knappe Anmerkungen. Hier, sagte sie mir, ist es der erste Akt, der eine zu dichte Erzählstruktur aufweist und der die Leichtigkeit der folgenden Akte vermissen lässt. Dort, gab sie mir zu verstehen, ist es der zweite gesprochene Epilog am Ende des Stückes, der zwar ein Novum darstelle, aber in keiner Weise dramaturgisch funktioniere. Ja, sie ging wahrlich rücksichtsvoll vor, niemand hätte es besser können. Niemand! Und dann erzählte sie mir noch das Geheimnis eines alten Meisterbäckers in Venedig, der die besten Karamelaufläufe herzustellen wusste. Alle seine Gehilfen, die sich daran versuchten, scheiterten. Also fragten sie ihren Herrn, warum denn ihre Aufläufe, obwohl nach Rezept, nicht und nicht gekauft werden wollten. Der alte Bäcker nahm sich seine Schützlinge zur Seite. Ja, sagte er, was euch noch fehlt, ist die rechte Hand für die Süße in jeder Speise. Darauf reagierten sie empört, meinten, genügend Zucker zu verwenden. Er lächelte. Die Menschen, so sagte er weiter, die sich durch die Süße am Gaumen gerne verzaubern lassen, verlangen danach, doch wehe, man würde ihnen zu viel davon geben. Ihr Geschmackssinn würde sie schon bald im Stich lassen und nur noch nach Zucker, Zucker, Zucker verlangen. Aber diesen seltenen Hauch der kostbaren Süße, der sie manchmal am Gaumen, auf der Zunge kitzelte, den werden sie nie wieder erfahren. Seht ihr, seufzte der alte Bäcker, deshalb verwende ich nur einen speziellen Zucker, den mir ein Reisender aus dem Orient mitbrachte, vermische ihn mit den vielen Gewürzen und versuche mich, jedesmal aufs Neue wieder, an dieser Gratwanderung, die den Essenden eine Erinnerung an Süße schenkt und ihn nicht damit betäubt. [knallt mit der Hand auf den Tisch] Ich wollte mein überzuckertes Manuskript sofort in die Etsch werfen ... und mich gleich dazu!“

Lielienthal macht einen Absatz. Charles hüstelt leise. Lielienthal blickt zu Charles. Charles blickt zur Seite, bläst merklich über die Lippen aus. Die Stirn Lielienthals legt sich in Falten.

Lielienthal „Sagte ich vielleicht, dass ich in einen ... Fluss gehen wollte? [Sophie bejaht] Oh, wie peinlich, wie peinlich! Natürlich meinte ich die Adria, nein, nein, kein Fluss, also, ... da war ich wohl mit meinen Gedanken ganz woanders. – Wo war ich stehen geblieben? Ach ja, ins Wasser wollt ich mich stürzen und mein dilettantisches Werk gleich mit dazu. Aber da war es Fräulein Desirée, die mir tief in die Augen sah und sagte, ... dass es so schlecht gar nicht geraten sei. Sie habe auch schon mit dem Theaterdirektor gesprochen, den sie irgendwie gut zu kennen schien und meinte, ich müsse es ihm gleich vorbeibringen. Was soll ich sagen? Ich glaube, dass ich sofort den Tisch verließ und über die Straße hüpfte, wo das Privathaus des Direktors lag. Wonne, Wonne! Ich sage euch, nie war ich glücklicher. Nie! – Ich kam also vor die Haustüre und will gerade pochen. Meine Hand formt sich zu einer Faust, der Arm gleitet zurück und will nach vor. Da ist er. Der Moment!“

Lielienthal macht wieder einen Absatz, rückt mit seinem Sessel ein Stück nach vor. Charles Finger tappen am Tisch herum, betasten einen kleinen Spalt unter dem Tischtuch.

Lielienthal „Ja, der Moment der Inspiration. Obwohl ich noch versuche abzubremsen, beendet der Arm den Schwung und klopft an die Türe. Aber nur leise. Trotzdem wird sofort aufgemacht, steht ein kleiner italienischer Piccolo vor mir und schaut mich verdutzt an. Aber ich sehe ihn eigentlich gar nicht, weil ich ja zwischenzeitlich mein Bühnenstück geistig umpflüge und mir eine Eingebung nach der anderen gar zauberhaft ins Gehirn fährt. Und noch eine. Und noch eine. [schneller] Ich brauche einen Stift, habe keinen bei mir und werde unruhig. Die vielen Ideen müssen aufgeschrieben,

festgehalten werden, sonst sind sie vielleicht auf immer dahin. Ich zappele. Ich springe. Bin außer mir. Weiß nicht, was ich tun soll. Der Schweiß läuft in Bächen. Das Herz es rast ... ja, es rast. Zwingt mich schneller zu atmen, ... und noch schneller. [langsam] Und der verblödete Piccolo hebt eine Augenbraue und fragt mich, was ich denn hier zu suchen hätte. ‚Cosa vuole? ... Cosa vuole?‘ Mir wird schwindlig, ich will mich an seiner Livree festhalten, taumle, stürze und brülle noch, dass man mir einen Stift bringen soll. Einen Stift! Dann ist es dunkel und ich muss wohl die Besinnung verloren haben.“

Charles Finger tippen am Tisch. Lielienthal blickt um sich, glaubt sich auf der Bühne.

Lielienthal „Wie ich wieder aufwache, da sehe ich Fräulein Desirée vor mir ... ich glaube, wir küssten uns. Ganz sanft, ganz zart. Seidenweich! Ja, dieser innige Kuss ließ meine geplante Rückreise vergessen. [nickt] Ich arbeitete an meinem Werk und sollte nie mehr zurückkehren. Nicht als Cassier, nicht als Bittsteller.“

Sophie „Wart Ihr ... verliebt, Herr Lielienthal?“

Lielienthal „Gewiss, verehrtes Fräulein, ich war gänzlich [blickt zum Himmel, dann zu ihr] verliebt. Meine Seele verzehrte sich nach diesem Geschöpf, das mir Eingebung und Muse war.“

Märwald „Was ist aus ihr geworden, Herr Lielienthal?“

Lielienthal „Nun, nachdem ich sie sehr gut kennen lernen durfte, musste sie von einem Tag auf den anderen eine familiäre Angelegenheit abklären ... [gedämpfte Stimme] und verschwand aus meinem Leben.“

Sophie „Ihr habt sie ... verloren?“

Charles „Er hat sie nie besessen! Wie kann er sie also verlieren?“

Lielienthal „Ja, ja, Charles, du hast natürlich, wie so oft, Recht in deiner abgebrühten Art. Sei's, wie's sei. Ich wollte mir wenigstens eine Zeichnung anfertigen lassen, von einem

bekanntem Maler und Bühnenbildner, der zufälligerweise in der Stadt weilte. Warum? Nun, vermutlich weil das starke Geschlecht nach Handfestem giert. Vielleicht, weil wir dadurch glauben, die Zeit festhalten zu können. - Und wäre es schlimm verwerflich, falls ein Mann mit seinen gegenwärtigen Sinnen das Weibliche zu erfassen trachtete? Sei es aus der Nähe, sei es aus der Ferne. [lehnt sich zurück] Ach was, das Bild von Desirée, das gibt es natürlich nicht, [blickt zu Sophie] weil diese Schönheit, die ich gesehen habe, dieser Glanz, den ich erfahren habe dürfen, ja, der ganze edle Charakter nicht gemalt werden können. Sie lebt in meinem Herzen. Jedes Mal, wenn ich im Café zum Stift greife, das blaue Heft aufschlage und das nächste Bühnenstück in Angriff nehme, dann ist sie es, die meine kreativen Augen öffnet und die Feder führt. Ich schreibe nur, was sie mir ins Ohr flüstert. Ja, es ist oft von einer Zartheit, die mich an einen Zauber erinnert, der ... “

Märwald „Ihr seid anerkannt, als Künstler, Herr Lielienthal?“

Lielienthal „Durchaus, Herr Leutnant!“

Charles „Aber, aber, mein lieber Otto, vielleicht solltest du dir selbst einmal sagen, dass es nicht die Tantiemen deiner mittelmäßigen Stücke sind, die dein leeres Portemonnaie füllen, ... sondern vielmehr ein großzügiger Mäzen.“

Lielienthal nimmt einen Schluck vom Tee. Sophie spielt mit dem Tischtuch. Märwald genauso. Charles tappt mit den Fingern. Franzl blickt ins Leere. Der Tisch wird vom Stubenmädchen abgeräumt.*

Das war die kleine Episode, die ich Ihnen vorlesen wollte. Ja, Fräulein Azadeh ist noch immer nicht da. Wo sie nur bleibt? Aber ich hätte da eine Idee. Was halten Sie davon, wenn Sie

* Auszug aus dem Buch „Azadeh oder die 13 Tage des Leutnant Johann Gottfried von Märwald“

in der Zwischenzeit meine Nachbarn aufsuchen und umblättern? Ich könnte mir gut vorstellen, dass diese Ihnen auch gerne etwas erzählen möchten. Und wenn Sie fertig sind, dann blättern Sie wieder bei mir vorbei. Wie wäre das?

ENDE DER PREVIEW
1668.cc

PREVIEW 1668.CC